

Petra Clemens

Die „Letzten“. Arbeits- und Berufserfahrungen einer Generation Niederlausitzer Textilarbeiterinnen

<http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.1.1007>

Reprint von:

Petra Clemens, Die „Letzten“. Arbeits- und Berufserfahrungen einer Generation Niederlausitzer Textilarbeiterinnen, in: Historische DDR-Forschung. Aufsätze und Studien, herausgegeben von Jürgen Kocka, Akademie Berlin, 1993 (Zeithistorische Studien. Herausgegeben vom Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam. Band 1), ISBN 3-05-002463-1, S. 245-261

Copyright der digitalen Neuausgabe (c) 2017 Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam e.V. (ZZF) und Autor, alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk wurde vom Autor für den Download vom Dokumentenserver des ZZF freigegeben und darf nur vervielfältigt und erneut veröffentlicht werden, wenn die Einwilligung der o.g. Rechteinhaber vorliegt. Bitte kontaktieren Sie: <redaktion@zeitgeschichte-digital.de>



Zitationshinweis:

Petra Clemens (1993), Die „Letzten“. Arbeits- und Berufserfahrungen einer Generation Niederlausitzer Textilarbeiterinnen, Dokserver des Zentrums für Zeithistorische Forschung Potsdam,
<http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.1.1007>

Ursprünglich erschienen als: Petra Hübner, Die „Letzten“. Arbeits- und Berufserfahrungen einer Generation Niederlausitzer Textilarbeiterinnen, in: Historische DDR-Forschung. Aufsätze und Studien, herausgegeben von Jürgen Kocka, Akademie Berlin, 1993 (Zeithistorische Studien. Herausgegeben vom Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam. Band 1), ISBN 3-05-002463-1, S. 245-261

Zeithistorische Studien

Herausgegeben vom Forschungsschwerpunkt
Zeithistorische Studien Potsdam

Band 1

Historische DDR-Forschung

Aufsätze und Studien

Herausgegeben von
Jürgen Kocka



Akademie Verlag

ZZF 1532 (H B B) ZZF
Förderungsgesellschaft
Wissenschaftliche Neuvorhaben mbH
Forschungsschwerpunkt
Zeithistorische Studien
Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Historische DDR-Forschung: Aufsätze und Studien / hrsg. von
Jürgen Kocka. – Berlin: Akad. Verl., 1993

(Zeithistorische Studien; Bd. 1)

ISBN 3-05-002463-1

NE: Kocka, Jürgen [Hrsg.]; GT

© Akademie Verlag GmbH, Berlin 1993

Der Akademie Verlag ist ein Unternehmen der VCH Verlagsgruppe.

Alle Rechte, insbesondere die der Übersetzung in andere Sprache, vorbehalten. Kein Teil dieses Buches darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form – durch Photokopie, Mikroverfilmung oder irgendein anderes Verfahren – reproduziert oder in eine von Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsmaschinen, verwendbare Sprache übertragen oder übersetzt werden.

All rights reserved (including those of translation into other languages). No part of this book may be reproduced in any form – by photoprinting, microfilm, or any other means – nor transmitted or translated into a machine language without written permission from the publishers.

Druck: DH Thamhayn, Gräfenhainichen

Bindung: Druckerei zu Altenburg GmbH, Altenburg

Printed in the Federal Republic of Germany

Inhalt

Abkürzungsverzeichnis	7
JÜRGEN KOCKA Die Geschichte der DDR als Forschungsproblem. Einleitung	9
JOCHEN LAUFER Auf dem Wege zur staatlichen Verselbständigung der SBZ. Neue Quellen zur Münchener Konferenz der Ministerpräsidenten 1947	27
MONIKA KAISER Die Zentrale der Diktatur – organisatorische Weichenstellungen, Strukturen und Kompetenzen der SED-Führung in der SBZ/DDR 1946 bis 1952	57
JOACHIM PETZOLD Die Entnazifizierung der sächsischen Lehrerschaft 1945	87
OLAF GROEHLER Integration und Ausgrenzung von NS-Opfern. Zur Anerkennungs- und Entschädigungsdebatte in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands 1945 bis 1949	105
JÜRGEN DANYEL Die geteilte Vergangenheit. Gesellschaftliche Ausgangslagen und politische Dispositionen für den Umgang mit Nationalsozialismus und Widerstand in beiden deutschen Staaten nach 1949	129
MARIO KESSLER Zwischen Repression und Toleranz. Die SED-Politik und die Juden (1949 bis 1967)	149
LEONORE ANSORG „Für Frieden und Sozialismus – seid bereit!“ Zur politischen Instrumentalisierung der Jungen Pioniere von Beginn ihrer Gründung bis Ende der 1950er Jahre	169
SONJA HÄDER Von der „demokratischen Schulreform“ zur Stalinisierung des Bildungswesens – der 17. Juni 1953 in Schulen und Schulverwaltung Ost-Berlins	191

PETER HÜBNER

„Wir wollen keine Diktatur mehr ...“ Aspekte des Diktaturenvergleichs am Beispiel einer Sozialgeschichte der Niederlausitzer Industriearbeiterschaft 1936 bis 1965 . . . 215

NIKOLA KNOTH

Umwelt. Auf den Spuren einer Erfahrung im sozialistischen Revier 233

PETRA CLEMENS

Die „Letzten“. Arbeits- und Berufserfahrungen einer Generation Niederlausitzer Textilarbeiterinnen 245

JÖRG ROESLER

Einholen wollen und Aufholen müssen. Zum Innovationsverlauf bei numerischen Steuerungen im Werkzeugmaschinenbau der DDR vor dem Hintergrund der bundesrepublikanischen Entwicklung 263

BURGHARD CIESLA

Das „Project Paperclip“ – deutsche Naturwissenschaftler und Techniker in den USA (1946 bis 1952) 287

○ SIEGFRIED LOKATIS

Verlagspolitik zwischen Plan und Zensur. Das „Amt für Literatur und Verlagswesen“ oder die schwere Geburt des Literaturapparates der DDR 303

SIMONE BARCK

Das Dekadenz-Verdikt. Zur Konjunktur eines kulturpolitischen „Kampfkonzpts“ Ende der 1950er bis Mitte der 1960er Jahre 327

MARTINA LANGERMANN

✓ Zur Geschichte der Edition und Adaption Franz Kafkas in der DDR (1962 bis 1966) 345

MICHAEL LEMKE

Eine neue Konzeption? Die SED im Umgang mit der SPD 1956 bis 1960 361

Personenregister 379

Autorenverzeichnis 383

Abkürzungsverzeichnis

AAP/RF	Archiv für Außenpolitik der Russischen Föderation, Moskau
ABK	Starkstrom-Anlagenbaubetrieb Karl-Marx-Stadt
AdSD, FES	Archiv der Sozialen Demokratie, Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn
ALV	Amt für Literatur und Verlagswesen
APZ	Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung „Das Parlament“
Archiv des IVVdN	Archiv des Interessenverbandes ehemaliger Teilnehmer am antifaschistischen Widerstand
ArchStBB	Archiv des Statistischen Bundesamtes, Zweigstelle Berlin
BA	Bundesarchiv Koblenz
BA, Abt. Potsdam	Bundesarchiv, Abteilungen Potsdam
BAFB	Air Force Historical Office, Bolling Air Force Base/Washington, D.C.
BArchN	Betriebsarchiv NILES Werkzeugmaschinen GmbH, Berlin
BArchNCh	Betriebsarchiv der Numerik GmbH, Chemnitz
BLHA	Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Potsdam
BMusN	Betriebsmuseum der Numerik GmbH, Chemnitz
BPA	Bezirksparteiarchiv
BRABAG	Braunkohle- und Benzin AG
BUSSt-ZA	Der Bundesbeauftragte für die Unterlagen des ehemaligen Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik-Zentralarchiv
BZ	Berliner Zeitung
BzG	Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung
DA	Deutschland-Archiv
DIPF.BBF/Archiv	Deutsches Institut für Internationale Pädagogische Forschung. Bibliothek für Bildungsgeschichtliche Forschung/Archiv. Bestand der früheren Akademie der Pädagogischen Wissenschaften der DDR
APWA	
DVdI	Deutsche Verwaltung des Innern
DVK	Druckerei- und Verlags-Kontor
DVV	Deutsche Verwaltung für Volksbildung

DWK	Deutsche Wirtschaftskommission
Ev. Zentralarchiv	Archiv Evangelische Kirche der Union und Bund Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg
FDJ	Freie Deutsche Jugend
FSP	Forschungsschwerpunkt Zeithistorische Studien, Potsdam
Gbl	Gesetzblatt der DDR
GG	Geschichte und Gesellschaft
HZ	Historische Zeitschrift
IRSH	International Review of Social History
IWK	Internationale Wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung
JA IZJ POA	Jugendarchiv, Institut für Zeitgeschichtliche Jugendforschung Berlin, Pionierorganisation Archiv
JbWG	Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte
JLOA	Joint Intelligence Objectives Agency
LAB	Landesarchiv Berlin
LAdK	Literaturarchive der Akademie der Künste (Ost)
LDPD	Liberal-Demokratische Partei Deutschlands
LKG	Leipziger Kommissions- und Großbuchhandel
MAFB	Air Force Historical Agency, Maxwell Air Force Base/Alabama
Mdi	Ministerium des Innern
MfV	Ministerium für Volksbildung
MWT	Ministerium für Wissenschaft und Technik
NARA	National Archives and Record Administration/Washington, D.C.
ND	Neues Deutschland
NDL	Neue Deutsche Literatur
NDPD	National-Demokratische Partei Deutschlands
NÖS	Neues Ökonomisches System
NSW	Nichtsozialistisches Wirtschaftsgebiet
OdF	Opfer des Faschismus
ÖSS	Ökonomisches System des Sozialismus
PB	Politbüro des ZK der SED
PKK	Parteikontrollkommission
PRO London	Public Record Office London
SAPMO-BArch, ZPA	Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv, Zentrales Parteiarchiv
SBZ	Sowjetische Besatzungszone
SMAD	Sowjetische Militäradministration
SPK	Staatliche Plankommission
USAF	United States Air Force
VfZ	Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte
VSWG	Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte
VVN	Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes
ZfG	Zeitschrift für Geschichtswissenschaft
ZPKK	Zentrale Parteikontrollkommission
ZS	Zentralsekretariat des Parteivorstandes der SED

PETRA CLEMENS

Die „Letzten“. Arbeits- und Berufserfahrungen einer Generation Niederlausitzer Textilarbeiterinnen

Eine sozial- und alltagsgeschichtliche Untersuchung der Industriearbeiterschaft der DDR, in diesem Falle der der Niederlausitzer Region, kann die Arbeiterinnen und die Frauenarbeit nicht ausblenden. Unstrittig scheint mittlerweile, daß soziale Realität, ihre Wahrnehmung und Bewertung eine geschlechtsspezifische Dimension haben. Und dringlich ist es, jenen DDR-Tatbestand einer außerordentlich hohen Quote erwerbstätiger Frauen und unter ihnen Arbeiterinnen nicht allein in seinen bisherigen öffentlichen Deutungen als Selbstverständlichkeit, Emanzipation, Skandal oder „Modernisierungsfalle“ zu verhandeln, sondern in der Sicht der Betroffenen und im Dialog mit ihnen.¹

Da die Frage nach den alltäglichen Arbeits- und Lebenszusammenhängen von Arbeiterinnen und ihren Erfahrungen bzw. nach den Unterschieden in der Lebenswelt von Frauen und Männern aus der Arbeiterschaft in der Niederlausitz nicht durchgängig durch das Gesamtprojekt gezogen werden konnte, habe ich sie ganz bewußt auf die Textilindustrie konzentriert, als einer in der Region angestammten Industrie, die darüber hinaus in der DDR die ganze Zeit über eine quantitativ bedeutsame Gruppe von Industriearbeiterinnen stellte und

Diese Studie wurde im Rahmen des Projektes „Sozialgeschichte der Industriearbeiterschaft in der Niederlausitz 1936–1965“ erarbeitet. Vgl. auch die Beiträge von Nikola Knoth und Peter Hübner in diesem Band.

¹ Innerhalb der historischen Wissenschaft ist die erfahrungsgeschichtliche Seite dieser DDR-Realität erstmals und akzentuiert innerhalb des von Lutz Niethammer geleiteten DDR-Oral-History-Projektes aufgegriffen worden. Ein biographischer Eröffnungsband bietet hier erste Einsicht vor allem im Hinblick auf die ältere und jüngere Aufbaugeneration. *L. Niethammer u. a.*, Die volkseigene Erfahrung. Eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR, Berlin 1991. Mit dem Blick auf eine kleine, exponierte Gruppe von Frauen aus der älteren Aufbaugeneration hatte ich in einem früheren Projekt das Thema Frauenerwerbsarbeit in der DDR schon einmal aufgenommen. *P. Clemens*, Die Kehrseite der Clara-Zetkin-Medaille. Die Betriebsfrauenausschüsse in lebensgeschichtlicher Sicht, in: *Feministische Studien* 1, 1990, S. 20–34. Auf eine Analyse von Frauen- und Männerbildern in DDR-Illustrierten vornehmlich der 1950er Jahre sei an dieser Stelle ebenfalls verwiesen, da solche Bilder gesellschaftlich vorgegebene Lebensmuster kenntlich machen und nach der Korrespondenz zwischen ihnen und den subjektiven Erfahrungen fragen lassen: *I. Merkel, ... und Du*, Frau an der Werkbank. Die DDR in den 50er Jahren, Berlin 1990. In der kultur- und sozialwissenschaftlichen Frauenforschung sind mit Interesse an den aktuellen Transformationsprozessen etliche Untersuchungen angefallen, die vorzugsweise mit biographischen Methoden arbeiten und vor allem auch jüngere Generationen von DDR-Frauen einbeziehen. Sie sollten durch historische Arbeiten, die die Voraussetzungen dafür kenntlich machen können, ergänzt werden. Eine erste umfangreiche Dokumentation aus diesem Umfeld: *I. Dölling u. a. (Hg.)*, Unsere Haut. Tagebücher von Frauen aus dem Herbst 1990, Berlin 1992.

immer auch Symbol wie Synonym für industrielle Frauenarbeit war. Es soll darüber auch die Innenseite eines Arbeitsraumes von Frauen erhellt werden,² der in der Planungsgesellschaft der Vergangenheit jenseits ökonomischer und sozialer Bevorzugung lag und mit dem Einbruch von Marktwirtschaft in der Gegenwart schnell und – im Vergleich zu anderen – mit nur geringem Widerstand „besenrein“ geräumt worden ist.

Statistiken über die Beschäftigungszahlen in den einzelnen Industriezweigen der DDR weisen für die Textilindustrie neben der Chemieindustrie Mitte der 1960er Jahre die höchsten Ziffern aus (unter Zugrundelegung der dort vorgenommenen Trennung des Maschinenbaus in die Zweige Schwer- und Allgemeiner Maschinenbau). 1965 arbeiteten in der Textilindustrie 280 935 Frauen und Männer, davon 199 767 „Produktionsarbeiter“, nach Geschlecht wurde nicht differenziert.³ Die für das Jahr 1957 gefundene Angabe von 70,4 % Frauen unter den „Produktionsarbeitern“ in der Textilindustrie,⁴ kann aber als Richtwert auch für die folgenden Jahre angenommen werden. Die Statistik verweist weiter darauf, daß über 60 % der „Produktionsarbeiter“, wiederum sind Arbeiterinnen und Arbeiter gemeint, aber nicht unterschieden, in der Textilindustrie an Maschinen arbeiten.⁵ Mit diesem Zahlenwert lag der Industriezweig gemeinsam mit der Zellstoff- und Papierindustrie vor allen anderen.⁶ Und Maschinenarbeit bedeutet in der Textilindustrie in weiten Bereichen eine hochgradige Ein-

² Üblicherweise konzentrieren sich sozialgeschichtliche Untersuchungen zur Textilindustrie auf das 19. und den Übergang zum 20. Jahrhundert, entsprechend der Relevanz dieser Industrie für den Industrialisierungs- und Fabrikarbeiterschaftsbildungsprozeß. Ich habe diese Literatur mit Interesse an der Geschichte der Textilindustrie und – im Fortgang meiner empirischen Untersuchungen – mit Fragen vor allem hinsichtlich tatsächlicher oder vermeintlicher zeitlicher Streckungen von Verhältnissen und Verhalten gelesen. Vor allem folgenden Autoren und Autorinnen verdanke ich Einblicke und Anregungen: *A. Bohnsack*, Spinnen und Weben. Entwicklung von Technik und Arbeit im Textilgewerbe, Reinbek 1981; *K. Ditt*, Industrialisierung, Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung in Bielefeld 1850–1914, Dortmund 1982; *P. Borscheid*, Textilarbeiterschaft in der Industrialisierung. Soziale Lage und Mobilität in Württemberg (19. Jh.), Stuttgart 1978; *P. Schneck*, Die sozialmedizinischen Aspekte der Lage der Arbeiterinnen in Deutschland im letzten Drittel des 19. Jh. anhand der sozialen und gesundheitlichen Verhältnisse der Fabrikarbeiterinnen in der sächsischen Oberlausitz, Diss. Dresden 1975 (MS); *W. Gnaiger*, Beiträge zur sozialen und medizinischen Situation der in den Textilfabriken und der Heimindustrie der sächsischen Kreishauptstadt Zwickau beschäftigten Kinder, Jugendlichen und Frauen 1870–1900, Diss. Leipzig 1982 (MS); *K. Zachmann*, Zum Zusammenhang von Frauenarbeit und Mechanisierung – einige Bemerkungen aus der Sicht der Analyse der Textilindustrie, in: Hefte zur Wirtschaftsgeschichte 2, 1990, S. 12–29. Marlene Ellerkamp's Buch „Industriearbeit, Krankheit und Geschlecht“ ist die erste größere sozialgeschichtliche Untersuchung, in der das primäre Forschungsinteresse den Textilarbeiterinnen (am Beispiel der Bremer Textilindustrie in der Kaiserzeit) und ihrer Lebenswirklichkeit gilt, bei deren Rekonstruktion sie auch, wie sie selbst charakterisiert, illustrierend auf die Binnensicht von Arbeiterinnen zurückgreift. Sie verwendet dabei Textstellen aus Selbstzeugnissen von Textilarbeiterinnen, die das Arbeiterinnensekretariat des „Deutschen Textilarbeiter Verbandes“ 1930 herausgegeben hatte. Daß diese historisch wertvolle Quelle nun wieder allgemein zugänglich ist, ist das Verdienst von *Alf Lüdtko*, der sie 1991 unter dem Titel „Mein Arbeitstag – mein Wochenende“. Arbeiterinnen berichten von ihrem Alltag 1928“ im Ergebnisse Verlag Hamburg neu herausgegeben hat.

³ Statistisches Jahrbuch der DDR 1967, S. 182–185. Zum Vergleich: Im selben Jahr waren im Bergbau 190 385, im Allgemeinen Maschinenbau 204 242, in der elektrotechnischen und chemischen Industrie 232 594 bzw. 280 645 Männer und Frauen beschäftigt.

⁴ Kleine Enzyklopädie „Die Frau“, Leipzig 1961, S. 652.

⁵ Statistisches Jahrbuch der DDR 1963, S. 170. In den Folgebänden fehlen entsprechende Angaben.

⁶ Genau arbeiteten 1965 in der Textilindustrie 60,6 % und in der Zellstoff- und Papierindustrie 63,0 % der „Produktionsarbeiter“ an Maschinen und Anlagen. Vergleichsweise waren es im Bergbau 51,3 %, im Allgemeinen Maschinenbau 42,5 %, in der Chemieindustrie 56,4 %. Statistisches Jahrbuch der DDR 1966, S. 205.

bindung des Menschen in die maschinellen Abläufe und Rhythmen, deren enorme Schnelligkeit im Kontext von Akkord, Hitze, Lärm und Staub eine anhaltende psychisch-emotionale Hochspannung und körperliche Verspannung bringt und den wesentlichen Unterschied zur Maschinenarbeit in anderen Zweigen charakterisiert.

Für die zu untersuchende Region ergeben die Zahlen ein etwas anderes Bild: Mit 10 659 Beschäftigten stand der Industriezweig Textil 1966 an dritter Stelle im Bezirk Cottbus, nach dem Bergbau mit 55 601 Beschäftigten und dem Industriezweig Glas und Keramik mit 11 439 Beschäftigten und knapp vor der Chemie mit 10 585 Beschäftigten.⁷ Nicht ganz 30 Jahre zurück, 1939, zählte die Textilindustrie in der Region noch 47 790 Beschäftigte, das waren 51% aller in der Industrie Tätigen, während zur gleichen Zeit in der Bergbau- und Energiewirtschaft 21 429 Menschen arbeiteten.⁸ Diese numerische Verschiebung, die sich innerhalb von drei Jahrzehnten durch Kriegsauswirkungen und durch in Intention und Ursachen verschiedenes wirtschaftliches Autarkiestreben zweier politischer Systeme ergab, zeigt auch eine flächenmäßige Verschiebung des Industriegebietes in der Niederlausitz an. Dazu gekommen war das in diesem Zeitraum erschlossene Braunkohlegebiet um Senftenberg, nunmehr strukturierender Mittelpunkt. Zusammengeschmolzen oder an den Rand geraten waren die ursprünglichen industriellen Lokalisationspunkte der Region um Cottbus, Guben und Forst – Standorte der Textilindustrie.

Auf anderen Spuren

In der Niederlausitz war die Textilindustrie vor allem Tuchindustrie. Die Herstellung schwerer, gewalkter Wollgewebe mit verfilzter Oberfläche, die die Bindung nicht mehr erkennen läßt, zählt neben der Leinweberei zu den ältesten Sparten der deutschen Textilproduktion. Nach dem Zweiten Weltkrieg lag der überwiegende Teil der deutschen tuchindustriellen Kapazität auf dem Territorium der DDR. Neben Crimmitschau und Werdau im sächsischen textilindustriellen Ballungsgebiet um Chemnitz waren die tuchindustriellen Standorte in der Niederlausitz die wichtigsten. Sie lieferten in der Vergangenheit ein Drittel der in der DDR produzierten Streichgarngewebe.⁹

Seit jeher produzierte die Niederlausitzer Tuchindustrie Wollgewebe für den Massenbedarf, für den Anzug des „kleinen Mannes“, für das Kostüm der „kleinen Frau“, für militärische Uniformen. „Mumpitz und Wolle“¹⁰ wurden dafür zusammengewebt. Der Handel mit Wollabfällen und Lumpen sowie die Herstellung von Reißspinnstoffen aus diesen Materialien als spezieller Zweig der Niederlausitzer Tuchindustrie schufen für diese Mischung die Voraussetzungen.

Die vorherrschende Produktion von Massenware machte die Niederlausitzer Tuchindustrie in besonderem Maße von allen Markt- und Absatzschwankungen sowie wirtschaftspolitischen Eingriffen abhängig. Hatten im ausgehenden 19. Jahrhundert noch hohe Exporte

⁷ Statistisches Jahrbuch der DDR 1967, S. 192ff.

⁸ Ökonomische Geographie der DDR, Leipzig 1969, S. 42–43.

⁹ In Streichgarnstoffen ist eine grobe, kurze Wolle mit einem hohen Anteil von anderen Faserarten und Woll suggerierten verarbeitet, während Kammgarnstoffe aus feiner, langer Wolle in sehr hohem Anteil sind.

¹⁰ Im Kehrreim eines alten Tuchmacherliedes findet sich der Begriff „Mumpitz“ für die verwendeten Suggestate in der Streichgarngewebeproduktion. Abgedruckt in: Forster Wochenblatt, 30/1991, S. 12.

Kapazitätsauslastungen und z. T. -erweiterungen ermöglicht, so erlebte die Niederlausitzer Tuchindustrie in der Zeit zwischen den zwei Weltkriegen nur noch zwei „Blüten“: So nach dem Ersten Weltkrieg auf Grund kurzfristig steigender Nachfrage im Binnenland und vor dem Zweiten Weltkrieg in Folge der Rüstungs- und Autarkiepolitik des NS-Staates, der vor allem an die größten Niederlausitzer Tuchfabrikanten umfangreiche Aufträge für Uniformstoffe und Decken vergab sowie auf deren Erfahrungen und Kapazitäten bei der Erzeugung und Verarbeitung von Reißspinnstoffen zurückgriff.

Die Fabrikations- und Betriebsstrukturen der Streichgarngewebeerstellung weisen gegenüber anderen Branchen der Textilindustrie einige Besonderheiten auf. Charakteristischer Fabriktyp in der Steichgarngewebeerstellung ist die Volltuchfabrik. Hier wird – im Unterschied zur Kammgarn-, Baumwoll- oder Seidenindustrie, wo die Garnherstellung und -verarbeitung in selbständige Zweige gegliedert ist – in ein und derselben Fabrik gesponnen, gewebt und ausgerüstet, also aus dem Rohstoff in einem Zug die Fertigware hergestellt. Volltuchbetriebe zählen von ihrer Größe her, und hier liegt ein weiterer Unterschied zu den genannten anderen Sparten der Textilindustrie, zumeist und in der Region durchgehend zu den mittleren bis kleinen Textilfabriken. Zu ihrer Physiognomie gehörten bis in die 1960er Jahre hinein hohe Fabrikschornsteine. Sie zeugten vom Vorhandensein werkseigener Dampfkraftanlagen. (In einer Branche, in der Quantität und Billigkeit der Produkte für Gewinn oder Überleben den Ausschlag gaben, wurde der heiße Dampf als Kraft- und Warmwasserspender nur sehr zögernd durch elektrische Energie als die modernere Variante ersetzt.) Bis zu dieser Zeit gehörte auch noch die Stadtbahn mit ihren windungsreich verlegten Gleisen bis in die einzelnen Fabrikhöfe hinein zum Bild. Sie transportierte die Rohstoffe wie die fertigen Tuche und vor allem die Kohle, die in großen Mengen aus den Gruben und Brikettfabriken der Region kam.¹¹

Viele Tuchfabriken wuchsen sich bis in die 1930er Jahre hinein durch Um-, An- und Neubauten zu sehr heterogenen Fabrikkomplexen aus, die sich in der Regel mitten durch die Stadtviertel zogen. Cottbus, Forst, Guben und Spremberg, Orte, die sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zu Schwerpunkten tuchindustrieller Produktion herausbildeten, zeigen die Prägung der städtischen Landschaft durch diese Industrie bis in die Gegenwart – mit größter Deutlichkeit wie Eigenheit vor allem Forst.

Mit der Produktion eines speziellen Artikels, Buckskin,¹² und seinem Export hatte sich die Stadt an der Neiße im ausgehenden 19. Jahrhundert international einen Namen gemacht. Als die Buckskinausfuhr nach dem Ersten Weltkrieg stark eingeschränkt wurde, gingen von hier aus vor allem Mantel-, Anzugs- und Kostümstoffe für die Konfektion in alle deutsche Provinzen und auch ins Ausland. Die tuchindustrielle Produktion dominierte die ökonomische Struktur der Stadt und band in höchstem Maße die Arbeitskräfte aus der Stadt und den umliegenden Dörfern an sich. Im Jahre 1925 arbeiteten 87 % von ca. 17 000 in der Industrie

¹¹ Die zahlreichen, Mitte des 19. Jahrhunderts eröffneten Braunkohlengruben lagen über den südöstlichen Teil Brandenburgs verstreut, konzentrierten sich jedoch dort, wo die Verkehrslage zu den Textilstädten am günstigsten war. Bergbauunternehmer waren neben den Junkern Tuchfabrikanten. Siehe dazu *F. Förster*, Anfänge des Braunkohlenbergbaus in der östlichen Mittellausitz, in: *Letopis. Historische Zeitschrift des Instituts für sorbische Volksforschung*, Reihe B, Nr. 8, Bautzen 1961, S. 73–107. Von den am Rand des Heidegebietes gelegenen Tuchstädten in Richtung Senftenberg verschob sich das Zentrum der Kohleförderung ab den 1870er Jahren mit dem Eisenbahnbau und der Einführung der Brikettfabrikation. Siehe dazu *derselbe*, Um Lausitzer Braunkohle 1848–1945, Bautzen 1990.

¹² Das ist eine leichte, gemusterte Streichgarnware, lange Zeit ein Privileg der englischen Tuchindustrie.

der Stadt Forst Beschäftigten in der Tuchindustrie. Mit diesem Konzentrationsgrad textilindustrieller Bevölkerung übertraf Forst alle anderen deutschen Textilindustriestandorte und stellte zugleich auch über 42 % der in der Niederlausitzer Tuchindustrie überhaupt Beschäftigten.¹³

Bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges waren mit 53 % die männlichen Arbeitskräfte in der Forster Tuchindustrie noch leicht in der Überzahl, obwohl auch die vorhandenen weiblichen Arbeitskräfte weitestgehend in die Produktion einbezogen waren.¹⁴ Die Gründe für diesen im Vergleich mit anderen Tuchindustriestandorten in der Region hohen Männeranteil lagen in der Unergiebigkeit landwirtschaftlicher Arbeit in den vielen umliegenden Dörfern und der relativen Entferntheit von Standorten des Braunkohlenbergbaus und der Glasindustrie, die, südlich von Forst gelegen, einen eigenen Einzugsbereich für ihre Arbeitskräfte hatten.

Die ebenfalls für das Jahr 1925 angegebene Zahl von 288 Tuchfabriken in der Stadt, im Vergleich zu 53 in Cottbus, 25 in Spremberg, 7 in Guben und 3 in Finsterwalde,¹⁵ verweist auf die Eigenheiten tuchindustrieller Produktion in Forst: Hier wurde im Gegensatz zu den anderen Tuchindustriestandorten der Region in großem Umfang in kleinen und kleinsten Betrieben produziert und – unabhängig von der Größe – innerhalb eines ausgeprägten Systems von Pacht- und Lohnbetrieben. Beide strukturellen Besonderheiten garantierten die notwendige Beweglichkeit der von Mode und Markt äußerst abhängigen Produktion. Die kleinen, dann einstufigen Betriebe, oftmals nur von einer Familie oder mit noch 1 bis 2 zusätzlichen Arbeitskräften betrieben, in angemieteten Fabrikräumen oder in eigenen, ausgebauten Nebengelassen auf Hinterhöfen eingerichtet, gaben der Stadt ebenso ihr Gepräge wie die als industrielle Kasernen oder technologisch funktionale Stahlskelettbauten im letzten Drittel des 19. bzw. im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts errichteten größeren Tuchfabriken.

In der monoindustriellen Existenz verblieb die Stadt auch zu DDR-Zeiten, während die heterogenen Industriestrukturen der anderen Tuchstädte der Region durch den Ausbau der Kohle- und Energiestandorte und den Aufbau von Betrieben der Chemie und Elektrotechnik vertieft wurden. Im Jahre 1966 arbeiteten 61,8 % der in der Industrie des Kreises Forst Beschäftigten in der Tuchindustrie. Das waren 4018 Beschäftigte, unter ihnen 69,6 % Frauen.¹⁶

Die Stellung, die diese Stadt als tuchindustrielles Zentrum bis in die Gegenwart hinein besaß, und ihre sehr eigene Geschichte, die sie in der frühen sozial- und wirtschaftswissenschaftlichen Literatur unter verschiedenen Aspekten ab und zu auftauchen ließ,¹⁷ gaben den

¹³ B. Zuckermann, Über die Tuchindustrie in der Niederlausitz. Ökonomisch-geographische Studie, Diss. B Potsdam 1968 (MS), S. 117.

¹⁴ Ebenda, S. 120.

¹⁵ G. Streubel, Die ökonomischen und sozialen Verhältnisse in der Stadt Forst (1925–1929), in: Geschichte und Gegenwart des Bezirkes Cottbus (Niederlausitzer Studien) 11, Cottbus 1977, S. 96.

¹⁶ Zuckermann, a. a. O., S. 226.

¹⁷ In einer großangelegten Fragebogenaktion des Privatgelehrten Adolf Levenstein, unterstützt durch die Gewerkschaften, wurden über 5000 Bergleute, Textil- und Maschinenbauarbeiter erfaßt, um die „sozialpsychologische Seite des modernen Großbetriebes“ und deren „psycho-physischen Einwirkungen auf die Arbeiter“ zu betrachten. Von den zwei Gruppen Textilarbeitern, deren Antworten in Statistiken und Zitaten aufbereitet sind, ist eine aus Forst. A. Levenstein, Die Arbeiterfrage. Mit besonderer Berücksichtigung der sozial-psychologischen Seite des modernen Großbetriebes und der psycho-physischen Einwirkungen auf die Arbeiter, München 1912. Zeitgenössische wirtschaftswissenschaftliche Abhandlungen über die Spezifika der Forster Tuchproduktion: W. W. Hammer, Die Forster Wollindustrie während des Weltkrieges, Inaugural-Dissertation, Marburg 1921 sowie W. Lum-

Ausschlag für Forst als empirisches Untersuchungsfeld. Ihre besondere industrielle Geschlossenheit und die in diesem Zusammenhang vermutete konservierende Wirkung auf technologische und soziale Verhältnisse stachelten außerdem meine Neugier an.

Wissen und Erfahrung

Im Sommer 1991 fuhr ich das erste Mal in die Region. Die Textilindustrie lag im Sterben. Sie starb lautlos, wie ich *erfahren* sollte. Zunächst aber hatte ich nur das *Wissen* von ihrem Niedergang, und das bestand aus Zahlen. Bis August 1991 hatte von ehemals rund 210 000 Beschäftigten in der Textilindustrie der DDR mehr als jede(r) Zweite (ca. 110 000) den Arbeitsplatz verloren.¹⁸ Ein halbes Jahr zuvor hatten 40 000, dem Aufruf der Gewerkschaft Textil und Bekleidung folgend, in Chemnitz, Löbau und – in der Niederlausitzer Region – in Cottbus für den Erhalt ihrer Arbeitsplätze demonstriert.¹⁹ Ich hatte Zahlen über den Arbeitsplatzabbau in einzelnen Textilbetrieben der Region eingeholt. Sie deckten sich mit der für die Textilindustrie allgemein angegebenen Relation.²⁰ Die Arbeitslosenstatistik des Landes Brandenburg wies für die textilindustriell geprägten Kreise eine um etliches höhere Arbeitslosenquote aus als für die Kreise im Einzugsbereich von Kohle- und Energieindustrie.²¹

Beim Streifzug durch Forst nahm ich das, was ich bis dahin nur in Zahlen wußte, zum ersten Mal sinnlich wahr. In diesem Ort sprang der Niedergang der Textilindustrie ins Auge. Die alten Fabrikgebäude aus dem letzten Drittel des 19. und dem ersten des 20. Jahrhunderts, als Produktionsstätten bis 1990 in Betrieb, waren in großer Zahl an Handels- und Supermarktketten verkauft, die die maroden Gemäuer nun mit ihren Insignien drapiert hatten. Mit dieser ersten Wahrnehmung des äußeren Raums wuchs meine Verunsicherung, ergriff mich aber auch Faszination. Diese von Produktions- zu Konsumtionsstätten verwandelten Fabriken setzten historische Schichtungen z. T. über ein Jahrhundert ins Bild. Aber würde ich in dieser Zeit der gesellschaftlichen Umbrüche mit ihren Entsicherungen und Entwertungen einen Zugang finden zu den Ablagerungen von Geschichte im Gedächtnis der Menschen, zu ihren Erinnerungen? Eine Frage, die ich mir auch schon vorher gestellt hatte, nicht nur weil ich um die Bedeutung von Gegenwart als strukturierendes Moment für die lebensgeschichtliche Rekonstruktion wußte, sondern auch, weil ich die psychischen Belastungen, die der abrupte gesellschaftliche Übergang brachte, am eigenen Leibe erlebte. Für die, aus deren vergangenem wie gegenwärtigem Leben ich nun etwas erfahren wollte, hatte ich sie mir vorerst im Anblick der Zahlen *ausgerechnet*. Ich hatte veranschlagt, daß die aktuelle Situa-

merzheim, Forst als Industrie- und Handelsplatz, Forst 1925. Die bereits zitierte Brigitta Zuckermann bietet mit ihrer wirtschaftsgeographischen Untersuchung zur Tuchindustrie in der Niederlausitz neben einem historischen Abriß vor allem eine Darstellung einzelner Standorte für die Zeit zwischen 1945 und 1966.

¹⁸ Angaben aus dem Artikel „Firmenverkäufe noch selten“ in der BZ vom 30. 8. 91.

¹⁹ Gewerkschaftszeitung „Textil/Bekleidung“, 4/1991, S. 14–15.

²⁰ Das Textilkombinat in Cottbus zählte Anfang 1991 von ehemals 4200 Beschäftigten noch 2616, darunter 190 in Kurzarbeit „Null“ und plante bis Sommer 91 eine weitere Reduzierung auf 997 Vollbeschäftigte. In den Forster Tuchfabriken waren von ehemals ca. 1900 Beschäftigten im Juni 1991 noch 1081 angestellt.

²¹ Die Arbeitslosenquote für die Kreise Forst und Guben lag im August 1991 bei 15,4 bzw. 14,3, in den Kreisen Cottbus, Senftenberg und Spremberg bei 7,9, 7,7 und 3,5 (Angaben des Arbeitsamtes Cottbus).

tion die Bereitschaft zum Gespräch mehr als üblich verringern könnte und daß sie Verlauf und Stoff in spezifischer Weise beeinflussen würde. Was ich jedoch dann erlebte auf der Suche nach Interviewpartnerinnen und -partnern und weiter nach dem Stoff, der die subjektiven Bedeutungen vergangenen Lebens sichtbar macht, übertraf meine Kalkulation und mein Vorstellungsvermögen.

Die Mehrheit der schriftlichen Anfragen auf der Grundlage einer Adressenliste, die ich mit Hilfe des Personalbüros und des Betriebsrats der Tuchfabrik erstellt hatte, blieb unbeantwortet, das mein Vorhaben unterstützende Engagement des Betriebsrates ohne hinreichende Resonanz. Die Mehrzahl der Wohnungstüren, an denen ich später klingelte, blieben von vornherein verschlossen, und wo sie sich mir öffneten, quittierte ich mehr Ab- als Zusagen. Dennoch entstanden zwischen 1991 und 1992 neben einigen Interviews, die mir zu Sachinformationen dienen sollten, 30 lebensgeschichtliche Interviews mit Frauen und Männern aus zwei Generationen, die in den unterschiedlichen Produktionsbereichen und innerhalb der betrieblichen Hierarchie in verschiedenen Ebenen arbeiteten oder gearbeitet hatten.

Schwierigkeiten, ihr Leben zu *erzählen*, hatten vor allem jene, die sich noch im Berufsarbeitsalter befanden. Die Rede von den abhanden gekommenen Biographien kam mir in nicht wenigen Interviewsituationen in den Sinn. Bereitwilligkeit, sich zu erinnern oder über die Gegenwart zu sprechen, wechselten hier mit Abwehr oder fanden keine Sprache, um vergangene oder gegenwärtige Lebenslagen fassen zu können. Bei der Rekonstruktion des Lebens wurden Geschichten nur spartanisch eingesetzt. Schon im frei erzählten Teil des Interviews blieben viele bei dem, was bestimmt und fraglos feststand: Lebenslaufähnlich wurden Daten zur Person mitgeteilt, konzentriert auf den beruflichen Werdegang. Schnell war die Gegenwart erreicht und die Verunsicherungen, die sie brachte, als Gesprächsthema angeboten. Verluste ließen sich faktisch benennen, ihre Bewertung blieb zurückhaltend, die Beurteilung von neu Gewonnenem verhalten, zu Gewinnendes unbestimmbar.

All das brachte ich zunächst nur mit den Eruptionen in der Gegenwart und dem Wegbrechen von Zukunft in Verbindung (Erinnerungen haben nicht nur die Gegenwart als Filter, sondern auch die Zukunft als Bezugshorizont), aber auch mit meiner eigenen Befangenheit, die mich im Interview ein verständnisvolles Wort schneller finden ließ als eine provozierende Frage.

In *welchem* Sinne aus dem stillen Ende dieser Industrie, aus der Verschlossenheit in der Stadt, aus dem Abblocken und Verstummen der Gesprächsbereiten auch Vergangenheit sprach, wurde mir erst im Verlauf der weiteren Untersuchung klar und soll nun im folgenden erhellt werden. In dieser ersten Annäherung an den Alltag, die Erfahrungen und Biographien von Textilarbeiterinnen ist der zeitliche Rahmen noch nicht zwischen historischen Phasenmarkierungen gespannt, sondern ganz bewußt über die individuelle Lebenszeit und damit bis in die Gegenwart. Im Mittelpunkt stehen die Arbeitswelt und die darauf gerichteten Erinnerungen jener Frauen, die der Gruppe der heute 50 bis 55jährigen angehören, einer letzten Generation Forster Textilarbeiterinnen, der „letzten“ in spezifischer und mehrdeutiger Hinsicht.

Ein Bild und sein Hintergrund

Mehrheitlich stammt diese Generation noch aus der engeren Region, war in Forst oder den umliegenden Dörfern geboren, kam aus Familien, in denen der Erwerb hauptsächlich über textilindustrielle Arbeit und/oder durch eine kleine Landwirtschaft bestritten wurde.²² Der

²² Den Hintergrund für diese und noch folgende Aussagen über soziale Daten der Generation bilden

Sandboden der Lausitzer Heide war so karg wie die Löhne in der Lausitzer Textilindustrie, die vor dem Krieg zu den niedrigsten in der deutschen Textilindustrie gehörten.²³ Wer von weiterher ist, dessen Familie war nach 1945 von jenseits der Neiße oder ihrem Oberlauf als vertriebene aus Polen oder der Tschechoslowakei gekommen und hatte dort in gleicher Weise den Lebensunterhalt bestritten. Die Erfahrung von Armut und Arbeit in Kindheit und Jugend auf Grund sozialer und regionaler Herkunft potenzierte sich in dieser Generation. Die Frauen waren auch Kriegskinder. Ihre Väter kehrten häufig aus dem Krieg nicht heim. Ihre Mütter starben nicht selten im Elend der letzten Kriegs- und ersten Nachkriegsmonate. Manche wuchsen bei Verwandten auf, einige im Waisenheim, das in Forst 1950 für jugendliche Kriegswaisen gegründet worden war.

Der Eintritt in die Tuchfabrik erfolgte zwischen 1952 und 1956 und in der Regel mit einem Achtklassenabschluß. Im Gegensatz zu ihren Großmüttern und Müttern, die nur als angelehrte Kräfte in der Tuchindustrie gearbeitet hatten, erhielten die Töchter in den 1950er Jahren eine Lehre. Sie stand noch in der Tradition soliden Tuchmacherhandwerks. Die Arbeiterinnen dieser Generation waren die ersten und zugleich die letzten Frauen, die davon etwas abkriegen. Sie standen mit „den Alten“ auch noch in ihren ersten Arbeitsjahren an den Spinn-, Zwirn- oder Webmaschinen. In ihrer Person vermittelten diese traditionelle Arbeitsansprüche und sanktionierten eine eben solche Arbeitsdisziplin und -hierarchie, auch entlang der Trennlinie zwischen den Geschlechtern.

An ihre Kinder gaben die Frauen dieser Generation die Arbeit in der Tuchfabrik nicht weiter, als Konsequenz der Erfahrung, welches Übermaß an Intensität, körperlicher Anstrengung und Anbindung an die Maschine sie abverlangt. (Die Kinder hätten sie wohl auch von sich aus ausgeschlagen.)

Und: Die Frauen erlebten nicht erst seit 1990, daß sie einer untergehenden Industriebranche angehören. Sie lebten wohl schon länger zumindest mit einem solchen Gefühl, sicher aber in dem Bewußtsein völliger Zweitrangigkeit als Textilarbeiterinnen. Die Abwertung, die sie durch niedrige Löhne erfuhren, machte es allein nicht aus. Nachhaltig wirkten auch andere Konstellationen, unter denen seit den 1960er Jahren in Forst Tuche produziert wurden: Unter den Lehrlingen und jungen Arbeitskräften stieg der Anteil derjenigen, die nur einen Sechs- oder Siebenklassenabschluß hatten oder aus Sonderschulen kamen.²⁴ Überhaupt konnten Lehrlinge nur noch aus entfernteren agraren Regionen angeworben werden.²⁵ Die wenigsten von ihnen blieben im erlernten Beruf. Gleichzeitig schrumpfte die ohnehin „überalterte“ Stammebelegschaft zwischen 1965 und 1970 rapide zusammen. Jetzt gingen „die Alten“, die oftmals über das Rentenalter hinaus im Betrieb gearbeitet hatten.²⁶ Die nicht zu besetzenden Arbeitsplätze nahmen in späteren Jahren mosambiquanische, kubanische, zuletzt vietnamesische Vertragsarbeiter und -arbeiterinnen ein. Hatte die Volltuchindustrie,

weniger die Interviews als die Auswertung von archivalischen Quellen des Betriebsarchives der Forster Tuchfabriken. So lagen für den Zeitraum 1953 bis 1958 258 Lehr- und Anlernverträge vor. Sie gaben direkt Auskunft über den Wohnort, die Art der Ausbildung, indirekt aber auch über familiäre Verhältnisse. Angaben über regionale und soziale Herkunft gaben Lebensläufe, für die Bewerbung geschrieben.

²³ Siehe dazu *F. Bütterlin*, Die Lohnunterschiede in der deutschen Textilindustrie, Inaugural-Dissertation, Tübingen 1937.

²⁴ Verweis darauf bei *Zuckermann*, a. a. O., S. 189.

²⁵ Ab Mitte der 1960er Jahre wurden Lehrlinge notgedrungen in den Bezirken Schwerin, Neubrandenburg und Magdeburg geworben. Ebenda, S. 244.

²⁶ Ebenda, S. 237.

im Vergleich mit anderen Sparten der Textilindustrie, bis zu den 1960er Jahren sowieso nur den geringsten Anteil der unzureichenden Mittel für Neuinvestitionen erhalten,²⁷ so hatte Forst noch das Nachsehen hinter Guben und Cottbus. Dort wurde neue Technik in größerem Umfange aufgestellt. In beiden Städten entstanden Ende der 1960er Jahre zudem große neue Bauten für die Textil- bzw. Chemiefaserproduktion. Die Textilproduktion in Forst hingegen blieb in den veralterten Produktionsräumen, deren Bausubstanz und Mehrgeschossigkeit das Aufstellen von neuen „Großraummaschinen“ nur mit hohem Aufwand oder gar nicht ermöglichten. Modernisierung hieß hier über die ganze Zeit „Betriebszusammenlegung“, ein Vorgang, der sowohl die juristische Vereinigung der einzelnen staatlichen Betriebe zu immer größeren Einheiten wie die Übernahme von Privatbetrieben bedeutete als auch die Zusammenziehung der Produktion zum Zweck technologischer und arbeitsorganisatorischer Effektivierung. In diesem Prozeß wurde der verschlissene Maschinenpark partiell erneuert. So entstand in Schritten bis 1974 ein Großbetrieb, der hinsichtlich der Beschäftigungszahl und der Höhe der Gewebeproduktion in der Tuchindustrie des Bezirkes Cottbus den ersten Platz einnahm, dessen Arbeits- und Produktionsbedingungen diese Rangstellung jedoch konterkarierten. Ein Neubau, schließlich in den 1980er Jahren begonnen, blieb als Investitionsruine stehen.

Auf dem Hintergrund dieser Entwicklungen bekam die alte Bezeichnung „Tuchbude“ einen neuen Bezug. Galt sie einstmals nur den kleinen Betrieben, mit geringstem Aufwand und geringster Ausstattung irgendwo dazwischengestellt, angebaut oder angemietet, so wurde sie mit der Zeit zum Synonym für die Tuchproduktion in Forst überhaupt. Gingen frühere Generationen Forster Textilarbeiterinnen, allemal die aus den großen Volltuchbetrieben, in die *Tuchfabrik*, arbeiteten die Frauen dieser letzten Generation schließlich auch dort in der „Tuchbude“.

„Ach, die aus der Tuchbude.“ Ein stereotyper Satz, den ich in der Stadt auffällig häufig von Dritten hörte; ausgesprochen als schlichte Geläufigkeit, aber auch zur Absetzung und zur Herabwürdigung mit entsprechenden Kommentierungen. Gewiß: Der Erfahrung sozialer Deklassierung, im visuellen und sprachlichen Bild von der „Bude“ allgegenwärtig, setzten meine Gesprächspartnerinnen den Stolz entgegen, Arbeit trotz dieser Umstände ausdauernd und mit höchster Leistung vorgelegt zu haben. „Wer in die Bude ging, mußte arbeiten können und flink sein“, wurde in einem Gruppengespräch das von mir eingeworfene Zitat „Wenn Du gar nichts kannst, gehste in die Tuchbude“ gekontert. Im Einzelgespräch kam die erfahrene Kränkung zur Sprache. So antwortete eine Interviewpartnerin auf meine Frage, was sie mit dem Begriff „Tuchbude“ verbinde, sofort mit dem Verweis auf seine herabwürdigende Bedeutung. Als „Menschen zweiter Klasse“ wären sie angesehen worden, eine Formulierung, die ihr, wie mir schien, die neue Gegenwart in den Mund legte, denn sie fügte sofort an: „Na, wie die DDR-Menschen jetzt überhaupt.“

So legte sich auf das Bild eine weitere Schicht. Andere abschätzige Bilder, von denen ich durch meine Interviewpartnerinnen und von anderen hörte, erinnerten mich in den Grundlinien an alte, z. T. „schaurige Bilder“ über Fabrikarbeiterinnen (dumpf, ordinär, sich prostituierend), die im 19. Jahrhundert gerade auch von der Textilindustrie abgenommen worden waren.

²⁷ H. Schurig, Die Entwicklung der Textilindustrie in Westdeutschland und in der DDR, Berlin 1959 (Beiträge zu Fragen der Textilindustrie, Heft 1), S. 94-95.

In der Lebenswelt der Frauen gab es den Stachel deklassierender Stereotype und in der Gesellschaft die selbstverständliche Hintenansetzung der Textilindustrie und der in ihr beschäftigten Frauen und Männer. Mehr noch: Arbeit in der Textilindustrie wurde mit den Jahren zunehmend gerade wegen der über weite Strecken miserablen und veralteten Arbeitsbedingungen, wegen der sozialen Zusammensetzung ihrer Belegschaften, wegen dem seit Ende der 1970er Jahre zunehmenden Einsatz von Ausländern in der Verdeckung gehalten. „Nichts für die Öffentlichkeit!“ zitiert die Publizistin Annett Leo vielsagend den Ausspruch eines Textilbetriebsdirektors in ihrer 1990 veröffentlichten Reportage „Verblichenes Bild einer Arbeiterheldin“, in der sie ihre vergebliche Suche nach dem Leben und/oder der Legende der Frida Hockauf, Weberin und Galionsfigur in der Antikrisenkampagne des Jahres 1953, rekonstruiert.²⁸ Auch für Historiker muß die Textilindustrie der DDR, erst recht die Untersuchung ihrer Arbeits-, sozialen und Geschlechterverhältnisse, ein zu dunkles Kapitel gewesen sein, als daß der Forschungsaufwand gelohnt hätte. Aus wirtschaftshistorischer Sicht hat Jörg Roesler 1988 in einem Aufsatz erstmals die Entwicklung dieses Industriezweiges in der DDR, bezogen auf den Zeitraum bis 1960 in den Blick genommen.²⁹ Die Bedenken gegenüber den äußeren, wirtschaftspolitischen Bedingungen für die Textilindustrie (unzureichende Rohstoffbasis, geringer Investitionszuwachs, Verzicht auf Arbeitskräftezuwachs) und die Kritik an den Bedingungen in ihr (verschlissener Maschinenpark, Erhöhung der Maschinengeschwindigkeit und der Mehrmaschinenbedienung über die Maßen) werden, wie könnte es im Falle dieser feminisierten Industrie anders sein, offeriert durch die Blume des Dankes für die *Aufopferung* der dort Beschäftigten.

Die Ablehnung und Verslossenheit, auf die ich bei meiner Suche nach Interviewpartnerinnen traf, ist nur unzureichend mit der aktuellen Situation erklärt, mit dem Einbruch von Arbeitslosigkeit, Kurzarbeit und Vorruhestand in das Leben dieser Frauen zwischen 50 und 55, mit dem Abbruch von Sicherheit, von Zukunft überhaupt. Sie wurzelt wohl auch in der *Vorerfahrung*, dem *Vorwissen*, daß sie die „Letzten“ waren.

Lebensläufe, Zeitenlauf

In drei knappen biographischen Skizzen möchte ich die Äußerungen über eine Generation Textilarbeiterinnen in einer Region, in einer Stadt differenzieren. Jede für sich jedoch bündelt auch Eigenheiten einzelner Produktionsstufen in der Tuchindustrie, die die Frauen gruppierten und so in eine weitere Hierarchie stellten, von der sie in den Interviews auch sprachen.

Als das Werk I/12 Ende 1990 stillgelegt wurde, ist Frau Jonas, Jahrgang 1935, in den Vorruhestand gegangen. Die Betriebsärztin hatte es ihr nahegelegt. Sie hatte selbst schon daran gedacht, wegen der Spondylose, die ihr seit Jahren Schmerzen bereitete. Die Ursache der Krankheit verbindet sie mit ihrer 39jährigen Berufsarbeit in der Spinnerei, Arbeit mit ewig vorgebeugtem Oberkörper beim Andrehen und Anknüpfen gerissener Fäden, beim Wechseln der Hülsen, unter ständigem Leistungsdruck und in einem Treibhausklima. Die Schinderei als Kind hat in ihren Augen ein übriges getan. Zwischen dem 11. und 15. Lebens-

²⁸ In: Zeit läuft. Dokumentarliteratur vor und nach der Wende, hg. von L. Scherzer, Berlin 1991, S. 146–160.

²⁹ J. Roesler, Ausgangsbedingungen und Entwicklung der Textilindustrie beim Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus in der DDR (bis 1960), in: JbWG, Berlin 1988, (Sonderband), S. 71–103.

jahr hatte sie Kohlen zu schaufeln und in Säcke zu füllen in der Kohlenhandlung des Vaters, von der Mutter dort notgedrungen zurückgelassen, die nach ihrer Scheidung 1946 schon nicht wußte, wie sie die vier kleineren Kinder durchbringen sollte. Frau Jonas mußte sich damals „fügen“. Sie konnte der Mutter erst folgen, als sie 1951 eine Lehre als Streichgarnspinnerin aufgenommen hatte und so wenigstens etwas Geld nach Hause brachte. Frau Jonas selbst hat 3 Kinder aufgezogen und mit 19 Jahren einen Stellmacher geheiratet. Die letzten 26 Jahre ihres Berufslebens hat sie in ein und demselben Fabrikgebäude verbracht. Hier wechselten die Eigentumsverhältnisse, die Kollegen, nur nicht die Spinnmaschinen. Diese Konstante steht für Unabänderlichkeiten in der Lebens- und Arbeitswelt von Frau Jonas, ist für sie erzählenswert und in einem Satz geronnen:

Wenn die Maschine raus- und reingeht, da müssen se mit, ob se wolln oder nich.

Die Maschine ist aus dem Jahre 1927 und ein Selfaktor, eine meterlange mechanische Konstruktion, die den stetigen Rhythmus des Ziehens und Aufwickelns des Fadens beim Spinnen per Hand im gleichmäßigen Raus- und Reinfahren eines Schlittens maschinell simuliert, dem der Mensch folgen muß: rückwärts, vorwärts, rückwärts, vorwärts ...

In der klassischen Epoche der Textilindustrie war die Bedienung des Selfaktors Männersache, wegen des „gewissen Verständnisses“ für den komplizierten Mechanismus der Maschine – „klassisches“ Begründungsmuster zeitgenössischer Autoren und Autorinnen von Werken über die soziale Lage in der Textilindustrie. „Klassisch“ waren die 1950er Jahre, als Frau Jonas ihre Lehr- und ersten Arbeitsjahre absolvierte, nun bestimmt nicht mehr im Hinblick auf diese Industrie, aber mit Männern als erste und zweite Spinner hatte sie noch am Selfaktor gestanden. Und warum die dort gut zu gebrauchen waren, hat für Frau Jonas auch nur einen, aber anderen Grund. Der hing mit der körperlichen Kraftanstrengung zusammen, die man aufbringen mußte, um die vollen Hülsen abzuziehen:

Da mußte man sich off ne Schiene setzen und Leine ziehn und das war sehr schwer. Und deshalb warn das früher eben Männer gewesen.

Als die letzten Männer aus dem Bannkreis der Spinnmaschinen verschwunden waren, fanden die zurückgebliebenen Frauen für das Kraftproblem eine neue, eine technische Lösung und für die Endgültigkeit der Arbeitsteilung ein altes Erklärungsmuster, das vom Mann, der mehr Freiheit braucht als die Frau.

... die Männer, die wolln nich an die Maschine. Da sind se ganz und gar gebunden, nich, an der Maschine. Wenn se als Transportarbeiter sind, sind se ja ooch een bißchen freier. I: Kam in Ihnen nicht auch machmal der Wunsch auf, lieber so zu arbeiten?

J: Na freilich ham wir se ooch immer gehänselt: Ja, was macht ihr denn den ganzen Tag schon. Da steht ihr schon wieder und knautsch [schwätzt] und roocht. Ham wir [ihnen] ooch schon immer unseren Zunder verpaßt. Aber wer könnte die Arbeit machen. Nee, das is nich jedermanns Sache. Der Wunsch auf ...! Na, wir sind so erzogen worden. Ich will nich sagen, daß ich zufrieden war. Aber irgendwie mußte man ja Geld verdienen.

Ihre Kinder sollten das auf keinen Fall als „Maschinenarbeiter“ tun. Das hatte sich Frau Jonas „geschworen“.

Absichtsvoll und hintergründig hatte sie am Beginn des Interviews einen Rundgang durch die Selfaktorspinnerei vorgeschlagen: Wenn ich schon nicht weiß, wovon sie spricht, sollte ich es wenigstens gesehen haben.

Frau Bahlke, Jahrgang 1941, ist mit ihrem Mann „vor der Wende abgehaun“. Die Wende, das ist bei ihr die Umstellung der DDR-Währung auf DM. Und „abgehaun“ heißt: Flucht vor dem Anblick hamsternder Menschen und leerer Läden. Fluchttort: der Westen. Sie mach-

ten ein paar Tage Urlaub bei bis dahin ungekannten Verwandten. Am Tag der Vereinigung ging sie in den Garten. In „ihrem Paradies“ hat sie sich „abgeschirmt“: vor der Euphorie der anderen und der Übermacht der eigenen Ängste:

Oh Gott, was kommt jetzt?

Der stellvertretende Vorsitzende der evangelischen Kirchengemeinde und Baubeauftragte seiner Kirche in der Stadt hatte mich an Frau Bahlke als eine versierte Kraft verwiesen. Bis Ende 1990 hatte er noch eine Webereiabteilung geleitet. Frau Bahlke ist Weberin und als solche noch in Arbeit, in Kurzarbeit, aber nicht „Null“ wie die Mehrzahl ihrer Kolleginnen. Sie bedient die italienischen Webautomaten, das Modernste, was die Forster Tuchfabriken zu bieten haben. Die laufen in rollender Schicht, wenn ein schmaler, kurzfristiger Auftrag vorliegt.

Frau Bahlke ist „gelernter Tuchmacher“. Sie ließ sich Anfang der 1960er Jahre in einem der ersten Frauensonderlehrgänge zur Webmeisterin ausbilden. Ihre Qualifizierung als Mechanikerin, also als Stuhlmeisterin, hätte sie am liebsten gleich nachgeschoben. Die Betriebsleitung lehnte das damals unter Berufung auf den Arbeitsschutz ab. Frau Bahlke blieb Webmeisterin, aber nicht irgendeine. Sie wurde eine, die viel selber an den Stühlen baute, von Kolleginnen mit skeptischer Bewunderung bedacht:

Monika, du bist unmöglich, was du alles kannst!

Und sie wurde eine Protagonistin im „Kampf um die Beherrschung der neuen Technik“ und hat auch in der „sozialistischen Arbeit [gemeint ist die Brigadebewegung – P. C.] kräftig mitgemischt“, wie sie formuliert. In dieser Rolle, so würde ich in Kenntnis des gesamten Interviewtextes sagen, hat sie lange Zeit ihre Substanz eingesetzt. Spät erst ist sie pragmatisch vorgegangen: Bei weniger körperlicher Anstrengung bis zur Rente in der Weberei arbeiten und gut verdienen können, hieß das Ziel dann nüchtern. Nun ist auch diese Perspektive abgestürzt.

1960 hat die „Erste Forster“ neue Webmaschinen bekommen, das warn die CFG-Stühle, das hieß Großraumstühle. Das hat mich ganz doll begeistert, und ich war eigentlich ein Mensch immer für moderne Technik, immer fürs Neuste mit einzusteigen. So daß ich dort eben als einzigste Frau diese Maschinen einlief. Es gab viele Probleme ... Wurde dann auch ausgezeichnet auf Grund meiner hartnäckigen Arbeit, die ich da gemacht hab als Aktivist. Später bekamen wir noch mal neue Webstühle, die hab ich wieder eingearbeitet, und da hab ich denn bis 86 gearbeitet, also über 20 Jahre auf diesen Großraummaschinen. Dann hieß das Problem: Die „Forster Tuchfabriken“ kauft neue italienische Webmaschinen, Pignone-Weberei. Frau Bahlke! Ja, Frau Bahlke is dann wieder nach Cottbus gegangen, dort war eine Webmaschine, und hat sich mal den Spaß angeguckt und hat Riesenfreude empfunden. Und ich hab meinen Kollegen gesagt, wir waren ja zum großen Teil alles Frauen: Frauen, hier satteln wir noch mal alle um. Das ist ne Arbeit, da schaffen wir unsere Rente. So. Und ich hab ooch meine Frauen wirklich so beeindruckt und überzeugt, daß wir eben alle in die Pignone-Weberei übergesattelt sind. So, und nun kam das eben mit dem Umsturz. Und das hat uns allen ganz schön Kraft und Freude zerstört. Weil keiner weiß, bleibt der Betrieb bestehen, werden wir noch gekündigt.

So lautete die längste Passage in der sehr kurzen freien Erzählung von Frau Bahlke, der sie nur ein paar „harte“ Fakten zu Geburtsort und Kindheit voran- und die Hoffnung, ihre drei studierten Töchter mögen es leichter haben, nachgestellt hatte. Dann schwieg sie. Auf meine Fragen, mit denen ich ein Gespräch am Laufen zu halten suchte, antwortete sie knapp und kontrolliert. Sie hat sich wohl auch hier „abgeschirmt“.

Frau Gawlik, Jahrgang 1941, hat 30 Jahre in der Tuchfabrik gearbeitet, 19 Jahre davon in

der „Reißwolle“. Dort wurde aus Alttextilien und Spinnabfällen ein Fasermaterial zurückgewonnen, das der Betrieb wieder einsetzte. 1990 wurde dieser Bereich ausgegliedert und privat übernommen. Auch Frau Gawlik wurde „übernommen“, samt Kurzarbeit. Zum Zeitpunkt unseres Gesprächs ist weder ihre Weiterbeschäftigung gesichert noch die Existenz des Unternehmens. Aber erst am Ende des Interviews kommt Frau Gawlik auf die aktuelle Situation direkt zu sprechen. Davor rekonstruiert sie ihre Lebensgeschichte ohne Zurückhaltung, ohne sich als Privatperson abzuschotten, zeigt sich wenig irritiert von den Unwägbarkeiten und Umwertungen der neuen Gegenwart. Was hinter ihr liegt, teilt sie in eine Zeit, die sie „lieber streichen möchte“ und in eine „schöne Zeit, die nie, nie wieder kommt“.

Nach Landwirtschaftslehre und Arbeit in der Glasindustrie kam Frau Gawlik durch ihre Heirat 1961 nach Forst. Die Ehe „zerfiel“, wie sie es bezeichnet, nach drei Jahren. Als alleinstehende Frau mit zwei kleinen Kindern gerät sie in einen Strudel aus finanzieller Not, sozialer Mißachtung und sinkendem Selbstwertgefühl. Sie wäre, wie sie sagt, „ooch lieber immer mit ein und demselben Mann ins Bett gegangen, aber das hat nun mal nich geklappt“. Was sich ergab, war ein drittes Kind, war das Stigma eines losen Weibes und einer Arbeitsbummelantin, die die Krankheiten der Kinder vorschob oder eingekackte Windeln bei Unpünktlichkeit. Was sich abspielte, war das Abputzen durch den Meister, lautstark und vor allen Kollegen in der Weberei. Die Weber, das waren damals mehrheitlich Männer, und sie war zu allem noch eine Hilfskraft, die das Garn aufsteckte. Was ablief, war ein Leben, wo oft kein Pfennig mehr im Haus war. (Krankheitstage der Kinder wurden noch nicht bezahlt.) Die betriebliche Konfliktkommission saß über sie zu Gericht und desgleichen „fünf alte Butzelmänner, älter als Steinkohle“ von der Partei. Denen sollte sie erklären, warum sie als Tochter eines Kommunisten seit Monaten keine Beiträge zahlte. Deren Starrheit quittierte sie mit: „Das ist nich das Erbe unserer Väter!“ Dabei hatte sie wohl das Bild ihres 1951 verstorbenen Vaters vor Augen, das auch heute noch in ihr ist: Ein Arbeiter in einer Munitionsfabrik, der in seinem ausgepolsterten Buckel Medikamente für die dort eingesetzten Kriegsgefangenen schleuste. Sie wurde aus der Partei „gekantert“. Aber auf die konnte sie auch „verzichten“.

„Die vier Jahre, wo alles aufn Hauf und so klein war“, die sind es, die Frau Gawlik „vielleicht lieber streichen möchte“ aus ihrem Leben, nicht nur wegen der Last, die sie da zu tragen hatte, sondern weil sie sich eben doch ein bißchen dafür schämt. Aus diesen Erfahrungen leitet sie aber auch die Maximen für ihr späteres Verhalten in der Arbeit her:

Und ich hab auch, nachdem meine Kinder groß waren, immer dafür gesorgt im Betrieb, daß diese Mütter (Frauen mit mehreren Kindern) auch verstanden wurden. Und nicht immer abgestempelt wurden als lustlos, faul, hinterhältig und sind mit den Kindern zum Arzt gegangen, um irgendwelche Probleme zu verbergen.

Die „Reißwolle“, in die Frau Gawlik 1973 nach dem Verlust eines Auges wechselte, war die Insel, auf der sie diese Flagge hißte, über uralten Maschinen und in staubiger Luft. Abgesprengt vom Hauptwerk lag sie, gut geeignet zur Unterbringung alkoholabhängiger Männer als Hilfsarbeiter, letzte Möglichkeit für Frauen mit Kindern, einschichtig arbeiten zu können, gewohnte Umgebung für die, die dort alt geworden waren. Hier hatten Frauen die Arbeit und die Posten, das Sagen und das Sorgen. Im Dreigespann, eine Polin als Meisterin, Frau Gawlik als Gewerkschaftsvertrauensfrau, eine Mutter mit 6 Kindern als Gleichgesinnte, ziehen sie es durch, daß niemand wegen Leistungsschwäche auf Grund von Kindern, Suff, körperlicher oder geistiger Mattigkeit ausgegrenzt wird und „Fehler nicht hochgespielt werden“. „Die wurden eben eingebaut in unser Leben mit.“ Frau Gawlik hat dazu ein paar Geschichten parat und resümiert:

Wissen sie, das war ne sehr, sehr schöne Zeit, ne Zeit, die nie nie wiederkommt. Nicht deshalb, weil unsere Brigade zerfallen ist, sondern ganz einfach, weil die Zeit jetzt viel zu schnelllebig und zu herrschsüchtig ist. Das war damals nicht der Fall. Wir hatten für einander Zeit.

Die tragende Säule der lebensgeschichtlichen Konstruktion von Frau Gawlik ist Mitmenschlichkeit. Die macht sie nicht an Frauen fest, hat sie aber als Frau vermißt und gelebt. Sie sucht sie jetzt, wo der veränderte gesellschaftliche Kontext das in ihrer Arbeitswelt scheinbar nicht mehr zuläßt, in der Kirche. Sie vollzog ihren Wiedereintritt in diesen Raum nach der Wende nicht zuletzt wegen ihrer Enkelin, deren Vater Afghane ist. Noch vor der Wende hatte sie das Kind in einem katholischen Kindergarten untergebracht, weil sie es da bedingungslos angenommen wußte. Angesichts des wachsenden Fremdenhasses jetzt will sie erst recht seine Begleiterin bleiben, eine, die zu Zweifeln keinen Anlaß gibt. Sie meint:

Man vergibt sich nichts, wenn man die Hände faltet.

Nachtrag

Textilindustrie und Textilarbeiterinnen als etwas in der gesellschaftlichen Ordnung und Bewertung Peripheres – in der Niederlausitz hatte das zugleich einen räumlich-territorialen Bezug. Dabei traf es in dieser Region der Rand-, zu DDR-Zeiten auch der Grenzlage, der agrarischen, klein- und mittelstädtischen Strukturen, innerhalb derer die meisten Textilindustriestandorte mit dem Ausbau des „Kohle- und Energiezentrums“ und einer darauf ausgerichteten Infrastruktur um ein Weiteres zur Peripherie wurden, die Forster Textilarbeiterinnen wohl am nachhaltigsten. Armutserfahrungen, Begrenzung der Lebensentwürfe und -verläufe, Traditionalität in den Lebensläufen, für das „Land der kleinen Leute“ (Günter Gaus) allgemein ausgemacht, wurden hier verstärkt und zeitlich gestreckt. An den Lebensläufen wird es ablesbar. Und die erzählten Lebensgeschichten sprechen von einer Anpassung, die jedoch nicht nur ein Sichfügen war, von einer Beharrung, die nicht Starrheit und in vielem unspektakuläre Behauptung wesentlicher Bedürfnisse bedeutete. Das genau aufzuzeigen, ist der weiteren Arbeit vorbehalten, in der die individuellen und kollektiven Erfahrungen und Lebensstrategien dieser Textilarbeiterinnen herausgefiltert werden sollen, um darüber die Biographie einer historischen Frauengruppe und -generation zu konturieren. Das Forschungsinteresse gilt also ausdrücklich der Differenzierung und „Subjektivierung“, gilt dem „Spezialfall Forst“, den Besonderheiten in den Lebensbedingungen und -erfahrungen von Textilarbeiterinnen dort. Aber der Einzelfall verweist auch auf Wesentliches im vergangenen Frauenalltag in der DDR, in der Lebenswirklichkeit und in den Sinngebungen einer historischen DDR-Frauengeneration. Wo Zusammenhänge zwischen Besonderem und Allgemeinem vorläufig gesehen werden, soll abschließend skizziert werden.

Meine Gesprächspartnerinnen haben nicht versucht, aus den sozialen und geschlechtsspezifischen Maßgaben auszuscheren, vielleicht gerade auch deshalb, weil diese im gesellschaftlichen System der DDR partiell Neues enthielten. So erfuhr die hier vorgestellte Generation von Textilarbeiterinnen zum ersten Mal im Beruf eine reguläre Ausbildung und vereinzelt auch ein Weiterkommen zur Meisterin, zur Ingenieurin, für die Betreffenden vor allem bedeutungsvoll als Fortkommen von extrem kräfte- und nervenzehrender Maschinenarbeit. Auch wenn solche Angebote wegen der Spezifik der Industriebranche und der Region quantitativ und qualitativ vergleichsweise eingeschränkt ausfielen,³⁰ war das eine Erfahrung,

³⁰ Das verdeutlichen u. a. Zahlen über vorhandene bzw. geplante Hoch- und Fachschulabgänger in der

die diese Textilarbeiterinnen mit Frauen ihrer Altersgruppe aus anderen industriellen Bereichen im Grundsatz teilten. Frauen aus der Kriegskindergeneration wechselten nach dem Schulabschluß nahtlos in eine Lehre und standen darüber hinaus auf Grund des großen Arbeitskräftebedarfs und der hohen sozialen Mobilität in den ersten anderthalb Jahrzehnten der DDR ganz neuen Möglichkeiten für Beruf und Aufstieg gegenüber. Aber die heute 50–55jährigen Frauen aus den Tuchfabriken erlebten stärker als die Frauengenerationen, die ihnen dorthin vorausgegangen waren und anders als viele ihrer Altergenossinnen über all die Jahre ihrer Berufsarbeit in der DDR das Brüchigwerden ihres Selbstwertgefühls als (qualifizierte) Textilarbeiterinnen, angesichts ökonomischer und sozialer Bevorzugung und Aufwertung der Kohle- und Energieindustrie in unmittelbarer Nachbarschaft, angesichts zurückgesetzter und gescheiterter Modernisierung in ihren Betrieben. Auch das machte sie, als ihre Fabriken ab 1990 nach und nach geschlossen wurden, so sprach- und wehrlos – im Gegensatz zu Arbeiterinnen in „Männerbetrieben“, gerade auch dieser Altersgruppe.³¹ Deren Selbstbewußtsein wuchs nicht zuletzt aus der Kompetenz, die sie in „männlichen“ Berufsfeldern erworben hatten und zehrte gleichwohl von der gesellschaftlichen Rangstellung dieser Bereiche. Damit aber war es einer Bewußtlosigkeit gegenüber den patriarchalischen Strukturen dieser „realsozialistisch“ verfaßten Gesellschaft aufgesetzt, die für meine Gesprächspartnerinnen aus der Textilindustrie ebenso galt. Auch für sie waren Geschlechterverhältnisse, so wie sie sie in ihrem Alltag erfahren hatten, kein Thema.

Natürlich hielt das politische Korsett der DDR-Gesellschaft alle offiziellen Verlautbarungen und Debatten, alle strategischen Überlegungen zur Geschlechtsproblematik in der Auslegung von einem „Nebenwiderspruch“ und einer „Frauenfrage“ gefangen: Der Problemgruppe Frauen sollten gleichartige Lebensbedingungen und -chancen wie Männern gesichert werden. Es schnürte die sehr spät, aber auch hier beginnende Diskussion darüber, daß wohl nicht der Mann und sein an Berufsarbeit und Leistung orientierter Lebenszusammenhang das Maß für Gleichheit bzw. Emanzipation sein kann, ein auf eine Kommunikation über Literatur³², auf kleine Zirkel interessierter Wissenschaftlerinnen einerseits und Aktivistinnen oppositioneller Gruppen andererseits, geschlossen die einen, illegal und kriminalisiert die anderen. Die Festlegungen einer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in der Gesellschaft

Volltuchindustrie der DDR für die 1960er Jahre. Innerhalb der Textil- und Bekleidungsindustrie, die im Vergleich mit anderen Industriezweigen schon niedrigste Zahlen dafür auswies, lag die Sparte der Volltuchindustrie ganz hinten. 1961 kamen hier auf 1000 Beschäftigte 0,7 Hochschul- und 9,4 Fachschulabsolventen. Dabei lagen die Tuchbetriebe des Bezirkes Cottbus bei Bestand und Planung in Bezug auf solche „Kader“ noch hinter den Betrieben im sächsischen Raum (BLHA, Bestand der VVB Volltuche Cottbus, Rep. 907, Nr. 58, Kaderbedarfs- und Entwicklungsplan der VVB Volltuche Cottbus 1961–1970).

³¹ Auf einer Tagung, veranstaltet vom Kulturwissenschaftlichen Institut des Wissenschaftszentrums Nordrhein-Westfalen, Forschungsstelle Leipzig, im November 1992 zum Thema „Geschlechterverhältnisse im Zusammenbruch“, haben Forschungserfahrungen und -ergebnisse aus Untersuchungen, die nach Frauenberufsarbeit, ihren Bedingungen und Erfahrungen in der Automobil- und Bergbauindustrie der DDR fragten, diesen Unterschied, den ich zunächst nur vermuten konnte, deutlich werden lassen.

³² Die Romane der Irmtraud Morgner z. B. haben die Dimension der Geschlechterfrage sinnlich und visionär vorgeführt: Nicht um die Fortschreibung der Dominanz einseitiger *männlicher* Produktionsorientierung und der *besonderen* sozialen Beachtung und „Abfederung“ von Frauenproblemen geht es, sondern um eine ganzheitliche Perspektive und um gesellschaftliche Konstellationen, in denen Produktion und Reproduktion, Gesellschaftlichkeit und Subjektivität sich als gleichrangig zueinander ins Verhältnis setzen.

wie in der Vorstellungs- und Lebenswelt von Frauen und Männern wurden so kaum öffentlich transparent gemacht bzw. in Frage gestellt. Aber die ökonomischen und sozialen Bedingungen in der DDR schwächten die Konkurrenz zwischen den Geschlechtern und alte Rollenbilder ab. War das Selbstwertgefühl der Textilarbeiterinnen in Bezug auf ihren beruflichen Status mit der Zeit gesunken, so hatte das Gesamtsystem DDR in ambivalenter Weise ihr Selbstwertgefühl und Selbstvertrauen als Frauen gestärkt.

Die Arbeitswelt der Forster Textilarbeiterinnen spiegelt wie in einem Fokus die Gleichzeitigkeit, das Neben- wie Ineinander von traditionellen und modernen industriellen Arbeitsverhältnissen. Gerade aus der hier interessierenden Generation waren viele Frauen auf veralteten Arbeitsplätzen hängengeblieben bzw. hatten sie bewußt in Kauf genommen, weil sie in geringerem Maße an Schichtarbeit gekoppelt waren und für die Einzelnen wie für die Gruppe mehr Spielräume für eigenbestimmtes Arbeiten enthielten. Andere hatten die Modernisierung der Arbeitsbedingungen in allen Phasen mitgemacht. Was Anfang der 1960er Jahre in einzelnen Forster Tuchfabriken oder Werksbereichen mit dem Anspruch einer „Sozialistischen Rekonstruktion und Rationalisierung“ begann, erlebten diese Frauen zunehmend als eine Wirklichkeit, in der sich alles um Zahlen und Zeiten drehte, ohne daß jedoch auch jene Standards einer kapitalistischen Modernisierung realisiert worden wären, die Arbeitserleichterungen brachten. Einen solchen Vergleich haben die Frauen in den Gesprächen selbst nicht vorgenommen. Ihre diesbezüglichen Erzählungen und Beschreibungen thematisieren die Zumutungen von Arbeitshetze und Zahlenhascherei, Erscheinungen, die sie zeitlich vor allem an die 1970er und 1980er Jahre binden. Sie lassen die dagegengesetzten kleinen Ausweichmanöver und Listen erkennen und die – nachträgliche – Verwunderung darüber, daß sie sich letztendlich doch „immer wieder verrückt machen“ ließen von jenen schon für absurd erklärten Plan- und Wettbewerbsspielen. Aber für diese 50–55jährigen Frauen mußte der täglich produzierte und für alle sichtbar abgelegte Stapel an Garnkopsen oder Tuchballen einfach hoch sein, weil gerade für sie hinter all den Äußerlichkeiten Brigade und Betrieb noch *Arbeitsgemeinschaften* bedeuteten, weil ihre Arbeitsdisziplin und -moral noch geschliffen worden war durch die Härte und Askese „der Alten“.

Außerdem: Mit ihren Kräften, die durch Familien- und Berufsarbeit zweifach belastet sind, hauszuhalten, ist nicht unbedingt Frauensache und war es schon gar nicht für jene Arbeiterinnen aus der Kriegskindergeneration. Die Mehrzahl meiner Gesprächspartnerinnen hatte als Kinder die Überanstrengungen ihrer Mütter zur (Über)lebenseicherung in Zwang und/oder Solidarität geteilt und sie sich als junge Frauen dann selbst aufgebürdet, mit dem Ziel, etwas mehr vom Leben zu haben als ihre Mütter.

Die über weite Strecken schweren und in ihrer Entwicklung zurückgestuften Arbeits- und Lebensbedingungen dieser Textilarbeiterinnen haben bewirkt, daß sie sich weniger als Frauen und Männer aus anderen Bereichen und Gruppen in das politische („Betriebs“)system der DDR einlassen konnten und wollten. Und wenn es geschah, z. B. in Form einer SED-Mitgliedschaft, dann waren seltener politische Überzeugung oder (Gut)gläubigkeit und häufiger Erfahrungen und Hoffnungen maßgebend, die sich auf ihren Lebensalltag unmittelbar bezogen: auf eine (neue) Wohnung, die ihre Familie beherbergte und sie von Sorgen und Arbeit entlastete, aber auch auf Gerechtigkeit und menschliche Solidarität in ihrer Arbeitswelt, die Wahrnehmung und Verständnis für jenen weiblichen Balanceakt zwischen Beruf und Familie einschloß; wichtig für eine Generation, für die ein entsprechendes Polster „sozialpolitischer Maßnahmen“ noch nicht ausgelegt war. Wo solche Erfahrungen und Erwartungen im weiteren enttäuscht oder zerstört wurden, scheint der Rücktritt vom politi-

schen Engagement für jene Arbeiterinnen eine einfache Konsequenz gewesen zu sein. Diese Konstellation von Motiven zeigt aber auch an, daß die „große Politik“ auf Räume außerhalb des unmittelbaren Lebensbereiches verbannt, auf „die da oben“ und im Falle von Frauen auch auf Männer geschoben wurde. In der Konsequenz bedeutete das aber auch die Hin- nahme von Herrschaftsverhältnissen in der DDR, die für Frauen aus anderen Gruppen und Generationen ebenso galt, aber eben zum Teil auf einem anderen Gefüge von „inneren“ und „äußeren“ Bedingungen fußte.